

Es gilt das gesprochene Wort!

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck
Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr

Frieden und Sicherheit in einer neuen Welt.
Herausforderungen für Theologie und Kirche

Kurzreferat auf dem Podium „Frieden und Sicherheit in einer neuen Welt“
– Westfälische Wilhelms-Universität, Münster-Fürstenberghaus –
Freitag, 11. Mai 2018, 16:30 Uhr – 18:00 Uhr

I.

Wer heute über „Frieden und Sicherheit in einer neuen Welt“ nachdenkt, muss dies mit einem realistischen Blick auf unsere gegenwärtige Welt tun. Die täglichen Nachrichten konfrontieren uns mit einer Fülle von Krisen, von Krieg, Gewalt und Ungerechtigkeit. Denken Sie an die Kriege in Syrien und Jemen oder die atomare Hochrüstung Nordkoreas. Viele Länder kommen nicht zur Ruhe: Von Libyen über Somalia und der Demokratischen Republik Kongo bis nach Afghanistan und Pakistan leben Millionen Menschen unter der Gefahr täglicher Gewaltausbrüche. Die unmittelbare Gefahr einer Institutionalisierung des Terrorismus durch den „Islamischen Staat“ (ISIS) scheint einstweilen gebannt, doch weiterhin sind terroristische Anschläge auf die westliche Welt und ihre Werteordnung jederzeit möglich. Wir müssen diese Werteordnung entschieden verteidigen, zugleich aber die Frage nach den Ursachen von Terrorismus stellen.

Auch mit Cyber-Angriffen als neuer Herausforderung müssen wir uns beschäftigen. Nicht nur bleibt oftmals unklar, wer wen wann angegriffen hat; der Frieden ist in zunehmendem Maß vom Krieg kaum mehr zu unterscheiden. Viele Horrorgeschichten über große globale Cyber-Kriege sind bislang nicht wahr geworden und waren vielleicht auch übertrieben, aber es gibt jeden Tag viele Tausende von Angriffen auf Regierungen, Unternehmen und Privatpersonen.

In das Bild gehört nicht zuletzt das unerträgliche Drama, das sich in unserer Nachbarschaft abspielt: Über 800 Millionen Menschen leiden weltweit an Hunger und Unterernährung:

aufgrund von Dürre, Wassermangel, Misswirtschaft, Klimakatastrophen sowie Flucht und Vertreibung. 9 Millionen Menschen sterben jährlich an Hunger, jeder Dritte ist noch ein Kind. Gleichzeitig geht fast ein Drittel aller Lebensmittel durch Verschwendung verloren – vor allem in den wohlhabenden Ländern wie Deutschland.

Verwundert es da ernsthaft, dass (weltweit 65) Millionen Menschen Elend und Not hinter sich lassen wollen und sich auf den Weg machen – dorthin, wo wenigstens der Hunger gestillt und die Angst vor Gewalt aufhören kann?

Dennoch gibt es keinen Grund, fatalistisch zu sein, vielmehr müssen wir uns den Herausforderungen stellen. Es gibt nämlich immer wieder Fälle, in denen die Überwindung von Krieg und Gewalt gelingt: In Kolumbien ist 2016 ein – sehr fragiler – Friedensprozess auf den Weg gebracht worden. Liberia und Sierra Leone sind seit einigen Jahren Staaten mit relativer Stabilität nach Jahrzehnten der Gewalt.

II.

Bevor wir uns nun aber näher mit den „Herausforderungen für Frieden und Sicherheit“ befassen, möchte ich mit Ihnen eine Beobachtung teilen:

Die Analyse der Verwendung des Begriffs „Sicherheit“ ergibt einen frappierenden Befund: Im Regelfall wird der Sicherheitsbegriff ausschließlich verwendet: Es geht um „unsere Sicherheit“, die gegen Sicherheitsbedrohungen „von außen“ oder „durch andere“ durchgesetzt werden muss. Nun ist es zutreffend, dass „Sicherheit“ ein sehr hohes, unverzichtbares Gut darstellt. Eine Gesellschaft, in der keine Sicherheit herrscht, bricht in Anarchie aus; jeder versucht, Sicherheit für sich selbst – notfalls auf Kosten anderer – durchzusetzen. Schaut man sich die Weltgesellschaft an, dann fällt genau dies auf: Sicherheit wird gegeneinander angestrebt, in der Abwehr äußerer Bedrohungen. Es gelingt viel zu selten und nicht nachhaltig, gemeinsam(e) Sicherheit anzustreben. Wenn wir also über „Frieden und Sicherheit in einer neuen Welt“ als „Herausforderungen für Theologie und Kirche“ nachdenken sollen, möchte ich als erstes den Standpunkt klären, von dem aus dies zu tun ist.

Als Christen gehen wir davon aus, dass alle Menschen ohne Unterschied Geschöpfe Gottes sind: Kinder des einen Vaters im Himmel. Vor aller Unterscheidung und Aufteilung in Völker, Rassen und Kulturen eint uns das Geschenk des eigenen Lebens und – christlich gesprochen – die Berufung zu einem Leben in Dankbarkeit für dieses Geschenk und in Achtung voreinander, vor der Würde des und der anderen.

Als Christen denken wir nicht zuerst in den Kategorien Volk und Staat, sondern in der primären Kategorie der Einheit der Menschheit. Volk, Staat, Kultur und Sprache sind Wirklichkeiten, in denen wir denken und leben. Aber es sind sekundäre Kategorien gegenüber der Tatsache, dass alle Menschen weltweit das gleiche menschliche Antlitz tragen. Wenn wir dies ernst nehmen, dann stellt sich die Frage der Sicherheit global: Es geht um Sicherheit, von der keiner ausgeschlossen ist.

Auch wenn Sicherheit in der gegenwärtigen Welt primär in Staaten durch staatliches Recht und Sicherheitsorgane wie Polizei und Militär realisiert wird: Wir dürfen als Christen das genauso legitime Sicherheitsbedürfnis „der anderen“ nicht aus den Augen verlieren und müssen daran arbeiten, das antagonistische Sicherheitsdenken zwischen Völkern und Staaten zu überwinden.

III.

Ein zweiter Gedanke ist mir eingangs wichtig: Schon die Friedensvisionen der Propheten Israels haben darauf hingewiesen, dass „Frieden mehr ist als die Abwesenheit von Krieg“. Ein gehaltvoller Friedensbegriff umfasst also mehr als die Abwesenheit physischer Gewalt. Aus der Menschenwürde leiten sich nicht nur negative Rechte auf Leben und auf körperliche Unversehrtheit ab, sondern auch positive Rechte auf Nahrung, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Gesundheit, Obdach, Bildung und vieles mehr. Eine Welt, die Menschen die genannten sozialen, ökonomischen und kulturellen Rechte vorenthält, bleibt aufgrund dieser fortdauernden schweren Ungerechtigkeit überaus konfliktrichtig.

Zugleich liegen in den genannten Verletzungen der Menschenrechte die eigentlichen Ursachen für die Entstehung und die Eskalation gewaltsamer Konflikte: Der Bürgerkrieg in Syrien hatte seinen Beginn in den Demonstrationen für politische und ökonomische Partizipation, auf die das Regime mit Gewalt geantwortet hat. Genauso haben im Winter 2011 viele Ukrainer auf dem Maidan für ihre politische Selbstbestimmung und ein Leben in Freiheit und Würde demonstriert.

Wenn wir heute also über „Frieden und Sicherheit in einer neuen Welt“ nachdenken, müssen wir dies zum einen mit einem realistischen Blick auf unsere gegenwärtige Welt tun. Zum anderen jedoch erfordert eine neue, zukunftsfähige Welt die Einnahme einer holistischen Perspektive, die den Zusammenhang von Frieden, Menschenrechten und Entwicklung ins

Zentrum der Überlegungen rückt. Wenn wir also nach „Frieden und Sicherheit in einer neuen Welt“ fragen, dann geht es um Frieden im Vollsinn und Sicherheit für alle Menschen.

IV.

Wo liegen hier die Herausforderungen für Theologie und Kirche?

Eine erste Herausforderung besteht darin, nach den Ursachen von Krieg und Gewalt zu fragen.

Es besteht angesichts der eingangs skizzierten Problemlagen bei vielen Mitbürgern ein Reflex darin, sich selbst, die eigene Familie und die eigene Gemeinschaft oder das Land vor den tatsächlichen und als solche empfundenen Gefahren schützen zu wollen. Eine solche Abschottung ist aber in der globalisierten Welt des 21. Jahrhundert nicht mehr möglich. Die Folgen von Krieg und Gewalt, Hunger und Flucht sowie Umweltkatastrophen und Klimaveränderungen lassen sich nicht durch hohe Mauern oder Grenzen aufhalten.

Die Ursachen für Gewalt liegen nicht nur in Strukturen, sondern im Menschen selbst. Bevor wir uns also die sozialetische Dimension des Themas anschauen, möchte ich einige Bemerkungen zu den anthropologischen Gründen der Gewalt machen. Wir können dabei auf Klassiker des philosophischen und theologischen Denkens zurückgreifen, auf Platon und Augustinus.

Für Platon ist entscheidend, dass in der menschlichen Seele selber Differenzierungen vorgenommen werden können zwischen rationalen Vermögen und Strebekräften, die erst von der Vernunft in die richtige Form gebracht werden müssen. Zwischen diesen Vermögen kann es also zu Konflikten kommen; im günstigen Fall aber werden diese Konflikte produktiv. So reicht es bekanntlich nicht aus, dass wir rational überlegen, worin das vernünftige Handeln besteht; wir benötigen darüber hinaus auch einen Antrieb zum vernünftigen Handeln. Leider aber integrieren wir die seelischen Kräfte nicht immer in vernünftiger Weise. Wir sind übertrieben ehrgeizig; wir sind habgierig; wir sind neidisch. Ungebändigte Bedürfnisse, immer mehr haben zu wollen – wie sie auch durch eine auf dauerndes Wachstum ausgerichtete Wirtschaftsordnung bestärkt werden –, schädigen unsere Mitmenschen und sind nicht nachhaltig für eine verantwortbare Zukunft. Eine Kultur des Mehr-Haben-Wollens bringt aus sich Gewalt hervor. Oder anders gesagt: Gewalt ist eine Folge der Unvernunft. Das zentrale Mittel gegen Gewalt ist nicht die Gegengewalt, sondern das vernünftige Argument.

Theologisch können wir diese Perspektive mit Augustinus noch vertiefen. Für ihn ist Gewalt eine Folge der Sünde. Die Sünde aber ist die Abwendung von Gott. Wenn sich jedoch der Mensch von Gott abwendet, dann entzweit er sich auch selbst. Wenn wir also Sünde und Gewalt überwinden wollen, dann müssen wir uns zurückbesinnen auf Gott selbst, dem wir unser Sein und unser Leben verdanken. Aus diesem Grund kommt dem Friedensgebet im Christentum auch eine so große Rolle zu: nicht, weil wir dadurch in einer Art „magischer“ Kommunikation mit Gott bewirken könnten, dass sich auf der Erde etwas ändert, sondern weil wir uns im Gebet selber ändern. Dieses Zu-Gott-Kommen des Menschen, das eben auch ein Zu-sich-selbst-Kommen ist, befähigt uns, uns solidarisch und vernünftig zu und mit unseren Mitmenschen zu verhalten. Daher muss der Frieden immer als erstes bei uns selbst beginnen. Wir können dies tun, weil der auferstandene Christus uns den Frieden zugesagt hat. Von hier aus können wir uns als Christen für eine bessere Welt engagieren, auch wenn wir wissen, dass dieses Engagement immer wieder mit Frustrationen einhergeht.

V.

Schauen wir nun auf das kollektive Handeln in Politik und Gesellschaft. Die hinreichend bekannten Ursachen von Krieg und Gewalt, von Unfrieden und Unsicherheit lassen sich nur durch einen Perspektivwandel – man könnte auch sagen: durch eine Umkehr – erreichen. Die starken Gesellschaften dieser Erde leben ihren Egoismus ungeniert aus. In den fragilen Staaten verhält es sich oft ähnlich: Eine kleine, politisch mächtige Elite lebt auf Kosten einer großen Mehrheit. Krieg ist häufig der Endpunkt einer Gewaltentwicklung, in der die Menschenrechte gerade der Schwachen mit Füßen getreten werden. Um aus diesem Gewaltzirkel – in den wir als eine der reichsten Gesellschaften tief verwickelt sind – auszusteigen, braucht es eine andere Haltung und andere globale Strukturen. Auf beiden Ebenen stellen sich für Theologie und Kirche Herausforderungen:

Wir brauchen eine wirkliche Haltung globaler Solidarität. Solidarität beschreibt (mit den Worten von Papst Johannes Paul II.) „die feste und beständige Entschlossenheit, sich für das ‚Gemeinwohl‘ einzusetzen, das heißt für das Wohl aller und eines jeden, weil wir alle für alle verantwortlich sind“ (*Sollicitudo rei socialis*, 38). Durch den Prozess der Globalisierung wird die Sorge um das Gemeinwohl zunehmend zu einer grenzüberschreitenden, in Teilen weltweiten Aufgabe. Daraus ergeben sich Herausforderungen auf mehreren Ebenen. Ich will eine für jeden von uns naheliegende Herausforderung betonen, ohne die großen politischen

Aufgaben zu negieren. Solidarität in einer globalen Gemeinschaft bedeutet, einen ressourcenschonenderen Lebensweg einzuschlagen, da der westliche Lebensstil nicht verallgemeinbar ist. Hier gibt es schon vielfältige Ansätze und Initiativen, gerade im kirchlichen Bereich. Aber das gesellschaftliche Bewusstsein, dass wir auf Kosten des globalen Südens leben, wächst nur langsam. Ich sehe eine Aufgabe für uns als Kirche darin, auf allen Ebenen dafür ein größeres Bewusstsein zu schaffen und ganz konkret im eigenen Leben zu beginnen.

Auf nationaler Ebene sollte das Versprechen, 0,7 % des Bruttoinlandsprodukts für Entwicklungshilfe auszugeben, mit größerem Nachdruck verfolgt werden. Im Bereich der Handelspolitik sollten Abkommen zwischen der EU und afrikanischen Staaten die Asymmetrien in der Wirtschaftskraft angemessen berücksichtigen.

Die erfolgversprechendste Initiative indes, die sich in einem globalen Maßstab mit der oben skizzierten Wechselwirkung von Frieden, Menschenrechten und Entwicklung auseinandersetzt, ist die 2015 von der Weltgemeinschaft verabschiedete „Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung“. Nachhaltige Entwicklung verbindet wirtschaftliche, soziale und ökologische Entwicklung und betont den Zusammenhang von Entwicklung und Frieden.

Als weltweite Kirche haben wir eine sehr lange Erfahrung in der Bildungsarbeit, von der Grundschule bis in die Universität. Bildungsmöglichkeiten für alle Menschen, global orientierte Bildung für das Wohl aller in der Weltgesellschaft und eine stärkere Vernetzung gerade akademischer Einrichtungen, nicht nur innerhalb der westlichen Welt, sondern gerade zwischen Nord und Süd – das sind konkrete Aufgaben, denen sich Theologie und Kirche um des Friedens willen heute stellen müssen.

VI.

Abschließend will ich nur andeuten, welche politischen Herausforderungen sich stellen:

Erstens müssen die europäischen Völker und Regierungen größere Anstrengungen unternehmen, Friedenspolitik als Ziel der EU durch politische Strategien zu implementieren und nicht nur darüber zu reden.

Zweitens dürfen wir nicht zulassen, dass die Vereinten Nationen (UN) demontiert werden, wie wir das in den letzten Jahren immer wieder erlebt haben. Im Gegenteil ist die UN die Bühne, auf der globale politische Fragen vom Klima- und Umweltschutz bis zu internationalen Friedenseinsätzen gemeinwohlorientiert verhandelt werden können. Die UN

muss nicht nur gestärkt werden; Kirche und Theologie – hier die Friedensethik – sollten sich auch an den Debatten über eine institutionelle Reform der UN beteiligen.

Damit ist der Rahmen aufgespannt, mit dem wir theologisch und kirchlich aufgefordert sind, uns den Herausforderungen für Frieden und Sicherheit in einer neuen Welt zu stellen und sittlich relevante Antworten zu formulieren, die Bedeutungskraft für alle haben.